

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



In Sturm und Stille.

Roman von Max Treu.

(Fortsetzung.)

Vom Stifte Hohenbergen her schallten deutlich drei rasch aufeinander folgende Schüsse.

Im Nu piff Hans Joachim seinen Braunen, der sofort gehorsam herbeigelaufen kam.

„Das Marnsignal der Unseren!“ jagte Hans Joachim. „Was bedeutet das?“

Beate drängte sich an ihn.

„Wohin willst du, Geliebter?“ fragte sie, angstvoll ihm in die Augen sehend.

„Zu meinen Getreuen!“

„Und ich?“

„Einen Augenblick saum er nach.“

„Beh ruhig zurück ins Stift, Beate,“ sagte er dann. „Bei der Tante Aebstissin bist du am sichersten. Sie läßt dir kein Haar krümmen.“

Beate nickte zustimmend.

„Es wird das beste sein, Hans Joachim.“

„So leb wohl, bald bin ich bei dir.“

„Bald, bald, Geliebter.“

Dann gab er dem Pferde die Sporen, daß der Braune hoch auf bäumte. Eine solche Behandlung war er nicht gewohnt. Aber gehorsam jagte er dann mit seinem Reiter ventree à terre davon in der Richtung auf Linau zu.

Als Hans Joachim das Gehöls hinter sich und freie Aussicht nach allen Seiten hatte, warf er einen Blick hinüber nach dem Stift, um Beate noch einmal zu sehen.

Und er sah sie.

Aber das Blut in den Adern erstarrte ihm. Eine Anzahl französischer Reiter hatten das Mädchen ergriffen und schleppten es zu einem in der Nähe haltenden Reiserwagen. Etwas wie ein Hilferuf klang zu dem versteinerten Reiter herüber.

Ein paar Augenblicke hielt er regungslos auf dem Pferde, das er mit jähem Ruck angehalten.

„Schurken!“ Inzichte er.

Mit Blitzesschnelle jagten sich die Gedanken in seinem Kopfe, dessen Schläfen er zum Berspringen heftig klopfen fühlte.

Was sollte er tun? Dort hinüberjagen?

„Vorheit!“ schalt er sich. „Was soll ich allein gegen zweihundert?“

Nein, nein — es gab nur ein Mittel: Hilfe holen aus Linau, alle Sturmglocken läuten lassen, und dann den Entführern nach. Es konnte nicht schwer fallen, mit guten Pferden den schwerfälligen Reiserwagen einzubolen. Und seine Spur wollte man schon finden, — dafür sorgten die guten Augen seiner Altmärker. Im Nu war das alles überlegt und bedacht.

„Keine Furcht, Beate!“ rief er durch die blaue Luft, als ob sie es hören müsse.

Und dann gab er dem Braunen die Sporen.

„Vorwärts, Freundchen! Jetzt geht es um Leben und Tod!“

Als ob es ihm verstanden hätte, raiste das treue Tier davon, daß Kies und Funken stoben. Eine Staubwolke wirbelte hinter ihnen her.

Als Hans Joachim in Linau eintritt, läuteten schon die Sturmglocken. Das Zeichen der drei Schüsse war gehört und verstanden worden. Aus allen Häusern eilten die Männer, mit Gewehren, Senfen, Piken und Dreischlegeln bewaffnet. Selbst Knaben hatten sich dem Zuge angeschlossen, — ihnen allen voran Böttchers Friese, der die große Bojanne von dem stillen Platz erlöst hatte und gutgemeinte, aber ohrenzerreißende Fanfaren blies.

Hans Joachim hielt vor der Schmiede.

„Wo ist Riezler?“ fragte er die junge Frau, die am Fenster stand.

„Er is schon mitten mang, Jungherr.“

Hans Joachim jagte weiter, die Dorfstraße entlang.

Bei der Kirche sammelte sich die Mannschaft.

Und jetzt klangen aus der Luft her aus der Ferne andere Töne, — die Sturmglocken der nächsten Dörfer. Aber die Linauer klang am gewaltigsten.

Jetzt hielt Hans Joachim vor Riezler, der eine Pike über der Schulter und ein Haubajonet an der Seite trug.

„Riezler, die Stunde ist da!“

„Schon recht, Jungherr, wi sin of do. Kopp oben!“

„Kopp oben!“

In fliegenden Worten erzählte Hans Joachim, was seine Augen gesehen hatten.

„Und nun, Riezler,“ schloß er, „nehmen Sie die besten Pferde aus meinem Stall und lassen Sie die besten Reiter auffitzen und dann den Halunken nach! Ich folge euch, sobald ich gesehen habe, um was es sich im Stift handelt.“

„Ohne Sorge, Jungherr,“ sagte Riezler. „Den Knoten woll'n wi schon upmaken, dat von de Strippe nich veel awrig blewen soll.“

Schon einige Minuten danach hatte der Schmied ein Duzend handfeste Burschen um sich versammelt, mit denen er, um die Pferde zu holen, nach dem Rittergute abrückte.

„Riezler,“ rief ihm Hans Joachim nach, „wenn Sie zu schwach sein sollten gegen die Schurken, so nehmen Sie alles mit, was Sie an waffenfähigen Mannschaften auf den Straßen antreffen!“

„Ohne Sorge, Jungherr! Dat Frölen woll'n wir schon weddertreagen. Dat Düwelstüg von Franzmännern hat man ook bloß eenen Hals.“

Er marschierte ab.

Hans Joachim ritt vor die Front der übrigen.

„Beute,“ rief er, „es geht los!“

„Immer druff, Jungherr! Wir töwen schon lang!“

„Seid ihr bereit?“

„Für Eib und Ewigkeit!“

„Na, denn man tau!“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Auf Stift Hohenbergen zu. Etwa hundert Mann waren es, die da marschierten. Grimmige Entschlossenheit lag auf allen Gesichtern. — Wer auch nur einen Blick in diese wetterharten Züge tat, der wußte, daß mit diesen Männern kein Scherz zu treiben war.

Mitten aus ihrem Haufen heraus slatterte eine verblichene und zerfetzte Fahne. Jeder kannte sie, — aus der alten Kurfürstenzeit stammte sie, von damals, als der Schwede im Lande war. Und jeder kannte auch den Spruch auswendig, den sie in groben, ungelenten Buchstaben trug:

„Wir sind Bauern von geringem Gut,
Und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit Gut
und Blut!“

Was einst die Ahnen taten, taten heute die Enkel, — sie kämpften gegen den fremden Bedrücker.

Vor dem Zuge aber lief Böttchers Frihe und blies ohne Unterlaß auf der Posaune. Als ob das jüngste Gericht nahe, so mochte mancher denken.

Als der Zug halbwegs bis Stift Hohenberg war, jagten die Reiter unter Niezlers Führung an ihnen vorüber.

„Bravo, Niezler!“ rief Hans Joachim.

„Jo, jo, Jungherr,“ schallte es herüber, „wi schlopen ol nich bis Mittag.“

Und weiter raste die wilde Jagd.

Hans Joachim wäre am liebsten mit ihnen geritten. Sein Herz kämpfte einen schweren Kampf zwischen Pflicht und Liebe. Die Liebe zog ihn hin zur Rettung und an die Seite des geliebten Mädchens, — seine Pflicht aber hieß ihn hier an dieser Stelle bleiben, inmitten jener Leute, die auf seinen Ruf Gut und Blut zu opfern bereit waren, und für die er sich verantwortlich fühlte. Mochte auch sein Herz in heißem Schmerz zucken, mochte es auch in wildem Schlagen immerfort den Namen der Geliebten rufen, Hans Joachim wußte es: in solcher Stunde, wie diese, gibt es keine persönlichen Wünsche, auch die höchsten nicht, — sie gehen unter in der schweigenden Erfüllung der Pflicht — — —

Jetzt war man nicht an das Stift herangekommen.

„Halt!“ kommandierte Hans Joachim.

Der Zug stand.

Schon kam der alte Bastian, der Pförner, ihnen entgegengekommen.

„Was ist hier los, Bastian?“ fragte Hans Joachim.

„Jotte doch, Jungherr! Sie haben die gnädigste Lebtfissin eingesperrt und das Fräulein Beate. — ach, Jotte doch! — Ich mag es gar nicht sagen — — —“

„Nach nicht nötig, Bastian! Weiß ich schon, und ist schon für alles gesorgt. Wo ist meine Tante eingesperrt?“

„In ihrem Zimmer, Jungherr.“

„Wird sie bewacht?“

„Zwei Reiter stehen vor der Tür.“

„Und wo ist der Graf Wellingerode?“

„Ich weiß nicht genau — — —“

Hans Joachim wandte sich zu seinen Leuten.

„Vorwärts, marsch!“

Der Zug rückte auf das Tor zu.

Wellingerode hatte vorhin die Meldung empfangen, daß der Handstreich auf Beate geglückt sei.

„Ich danke Ihnen, Kapitän. Und heute nacht holen Sie den anderen Vogel aus den Federn. Bei Tage ist das zu gefährlich.“

„Sehr wohl, Herr Graf.“

„Und sofort, nachdem der Baron gefangen genommen ist, rückt die ganze Abteilung ab, dem Reisewagen mit dem schönen Fräulein nach. Sie haben doch angeordnet, daß man uns erwarte?“

„Ganz, wie Sie befohlen, Herr Graf.“

„Ich danke Ihnen.“

Jetzt klang ein Ton durch die Luft, ein zweiter, ein dritter — schließlich ein ganzes Meer von Tönen — —

„Was bedeutet das?“ fragte der Graf aufhorchend.

„Es sind Glocken, die läuten, Herr Graf.“

„Ja, aber was bedeutet das?“

Der Kapitän zuckte die Achseln.

„Ziehen Sie Erkundigungen ein und berichten Sie mir wieder,“ befahl der Graf.

Der Kapitän entfernte sich.

Immer lauter, immer mächtiger schwoffen draußen die

Töne an, das ganze Land schien in metallenen Tönen zu klingen und zu singen. Und jetzt — wahrhaftig, es war keine Täuschung! — jetzt begann auch die Glocke des Stiftes zu läuten.

Der Graf sprang auf, riß das Fenster auf und rief den im Hofe stehenden Soldaten zu:

„Wer läutet hier die Stiftsglocke?“

„Ein alter Diener des Stiftes, Herr Graf,“ kam die Antwort.

„Schafft ihn sofort weg!“ befahl Wellingerode. „Niemand hat zu läuten! Stellt eine Wache an die Glocke!“

Mehrere Soldaten eilten davon.

Aber es tat nichts, daß die eine Glocke schwieg. Daß sie fehlte, erschöpfte das Meer von Tönen nicht, das durch die Lüfte wogte. Immer lauter, immer mächtiger, immer stärker.

Unruhig ging Wellingerode im Zimmer auf und ab.

„Ich wollte, es wäre Nacht, und wir wären jort vom hier,“ murmelte er.

Aber es war nicht Nacht. Nein, nein, in den Tag hinein, in den hellen, sonnigen Frühlingstag läuteten diese Glocken, und ihr eherner Mund verkündete, daß tausend helle, wache Augen drohend in das Land hineinblickten.

Der Kapitän kam zurück. Bestürzung spiegelte sich in seinen Mienen.

„Nun, was bedeutet das Geläute?“ fragte der Graf, ihm gespannt entgegenblickend.

„Etwas Sicheres läßt sich nicht erfahren, aber es muß ein verabredetes Zeichen sein,“ war die Antwort.

„Sacre nom de dieu!“ knirschte der Graf.

„Und noch etwas Weiteres habe ich zu melden, Herr Graf.“

„Nun?“

„Ein Haufen Bauern steht vor dem Tor, alle bewaffnet. Ihr Führer ist der Baron von Sornih. Er verlangt Einlaß.“

„Wieviel Bauern sind es?“

„Es mögen an hundert und mehr sein.“

Wellingerode stampfte mit dem Fuße. Aber er kam zu keiner weiteren Entgegnung.

Die Tür wurde ausgerissen und herein trat Hans Joachim mit fünf Bauern, die das Gewehr schußfertig in den Händen hielten.

Wellingerode und der Kapitän rissen ihre Säbel aus der Scheide.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder von der Insel Oejel.

Westenlegen und doch Landnah liegt die Insel Oejel, der Regel des Rigaischen Meerbusens, in den Fluten der Dstee. Von ihrer Südküste, und ganz besonders von der fingerartig vorgeschobenen Dalmiel Sworbe, die jetzt bereits in deutscher Hand ist, blickt man hinüber auf den kurländischen Strand und sieht das Kap Domeznäs; im Norden aber schiebt sich die Nachbarinsel Dagö dicht an Oejel heran, während im Osten die kleinere Insel Moon überhaupt nur ein altes, von der Flut losgerissenes Stück Oejelers Landes ist, das jetzt bei Drissar durch eine Brücke wieder mit der Staminsel verbunden ist. Der Blick auf, oder richtiger gesagt: an Dagö vorbei, den man von der Nordküste Oefels aus genießt, ist wohl das Schönste, was die Insel an Naturbildern zu bieten hat. Dort fällt der Strand in einer zackigen Kalksteinwand, die den Namen Mirkelpaul führt, überhängend zum Meere ab, und von der Höhe schweift der Blick an Dagö vorüber auf die grenzenlose Fläche des Finnischen Meerbusens, während am Fuße der Felswand besonders bei Nordwind die Brandungswellen gleich Reihen schaumumprichter Meerfrauen ankommen. Die Strikfüßen des Nordens und des Westens bilden landschaftlich Oefels schönsten Teil, während der Südküstendach und landig ist und seine Entstehung durch Seesandansammlungen deutlich verrät. Was das landschaftliche Gepräge der Insel im allgemeinen angeht, so trägt sie — wir folgen den Schilderungen eines Sohnes Oefels, des Dr. Masing und des bekannten baltischen Historikers Dr. Ernst Seraphim — einem ausgesprochen nordischen, estnischen Charakter, in dem sich die bekannnten Hauptregentümlichkeiten der baltischen Natur im wesentlichen wiederholen. Im Innern des Landes bieten besonders kleine Waldseen dem Wanderer oft Bilder von hohem Stimmungsreize; Interesse erregen auch die hier und da noch aufzufindenden Bauernburgen aus heidnischer Zeit.

Nordisch nannten wir das Gepräge der Insel, dennoch ist ihr Klima für diese Breiten sehr vorwärtlich und milde zu nennen. Bei dem geringen Umfange Oefels — es ist nur etwas mehr als 60 Kilometer lang und bis reichlich 40 Kilometer breit — sieht es durchaus im Reichen des Secklimas, daher die Sommer nicht zu heiß und die Winter nicht zu kalt sind. Im besten zeigt der Pflanzenwuchs für die Milde des Klimas. Auf Oejel wächst sehr

schönes und edles Obst, in den offenen Gärten von Arensburg sind die Weintrauben reif geworden, und in den Wäldern wächst eine Zedernart. Humeist aber sind Desjels Wälder Tannenwälder und ihr kräftiger Rauch belebt und wärmt die Luft. Man schreibt diesen Wäldern einen Anteil an den günstigen Gesundheitsverhältnissen der Insel zu, die sich z. B. darin bekundet haben, daß die großen Cholerajahre des 19. Jahrhunderts an Desjel vorübergegangen sind, ohne Opfer verlangt zu haben.

Ein gesundes, charaktervolles, friedliches Stück Welt ist es, dies Desjel, und friedlich schaut — oder schaute wenigstens bisher — die Hauptstadt und einzige Stadt der Insel über den Sund im Silber. Das ist Arensburg, ein Städtchen von nicht mehr als 4500 Einwohnern, dem es doch an Regsamkeit und Leben nicht fehlte. Denn solange die Schifffahrt im Betriebe war, legten die Dampfer, die nach Niga, Neval und Petersburg fuhren, hier an, und überdies hatte die Stadt im Sommer zahlreiche Badegäste, die sich des vortheilhaften Sandstrandes erfreuten. Hier in Arensburg wird der Blick auf die Geschichte Desjels gelenkt, an die das massige, von niedrigen, schweren Turmbauten überhöhte Bischofs-schloß noch jetzt erinnert. Das war im Mittelalter der Sitz des Bischofs von Desjel, dessen Sprengel sich auch aufs estnische Festland hinüber erstreckte. Leicht ist es dem Christentume nicht geworden, die Insel sich zu unterwerfen. Die Desjelaner, die Geraphin noch heut einen besonders kräftigen und intelligenten Menschenschlag deutscher Zunge nennt, waren in grayer Vorzeit gefährliche Seeräuber und kühne Seefahrer, die sich nur widerwillig dem Joch von Schwert und Kreuz beugten. 1227 wurde Desjel unter persönlicher Führung des Bischofs Albert von den Deutschen erobert, die aber freilich den zähesten Widerstand der Insulaner zu brechen hatten. Von da ab teilte die Insel in ihrer Weise die Geschehnisse Norlands, und ihre Geschichte verlies in den bekann- ten Formen der Kämpfe zwischen den verschiedenen geistlichen und weltlichen Machthabern. Ein anderes aber kam zeitweise noch dazu: das war der Widerstand der besiegten Uebersiedler. Er führte 1343 zu jenem blutigen Jahre, das in Desjels Geschichte unvergessen ist. Damals erhoben sich nach stillen, sorgfältigen Vorbereitungen die Ethen der Insel, veranstalteten einen Massenmord der Deutschen, zerstörten die Kirchen und Klöster und eigneten sich die unumschränkte Herrschaft an, die sie dreiviertel Jahr lang innehatten. Erst im Februar 1344 gelang es den deutschen Rittern unter dem Ordensmeister Burhard von Dreilöwen, die starke Volsburg der Ethen bei Terris zu zerstören, und nun nahmen die Sieger überjenseits ihre Raube — 9000 Ethen sollen außer denen, die im Kampfe gefallen waren, damals getödtet worden sein.

Solche Wendungen sind in Desjels Geschichte seither nicht mehr vorgekommen. Sie ward dänisch und dann schwedisch und genoss besonders unter dänischer Herrschaft gute, stille Zeiten, bis Peters des Großen Feldherr Scheremetiew mit seinen Russen 1710 über den gefrorenen Sund rückte und nach echt russischer Weise alles verbrannte und vernichtete. Auch Arensburg ging damals in Flammen auf und seine alte Domkirche mit; verschont blieben nur Schloß und Festung, und das sind noch heute die stimmungsvollsten und geschichtlichen Stätten dieser friedlichen Landstadt; besonders an den alten Festungswällen finden sich viele vorrömische und maletische Wärfel. Desjels Schicksal aber war seit jenen Tagen des Russenscheitens entchieden; es fiel dem Moskowitreich zu und ist seitdem 200 Jahre russisch geblieben. In diesen beiden Jahrhunderten konnte es ein friedliches Idyll leben, bis der Oktober 1917 Desjel einen neuen Tag, eine neue Zukunft eröffnet hat.

Ein Besuch in Seseheim.

Von R. Kaulis-Riedel.

(Nachdruck verboten.)

Von frohen Blumen- und Obstgärten eingeschlossen liegt das Dorf Seseheim. Beim Klang des Namens weckt die Erinnerung ein reizvolles Stück Lebens- und Liebesgeschichte des Straßburger Studenten Goethe und der lieblichen Pfarrerswöchter. Die blumengarte und bildschöne Friederike, die Eltern und Geschwister so sorglich vor allen Lebensanfechtungen bewahren wollten, mußte ihren Lebenslauf zu früh schon beenden.

Mit solchen wehmützigenden Gefühlen durchwägern sie alle den Ort, die Mütter, Frauen, Jünglinge und Mädchen, die nach Goethens und Friederikens Erinnerungslatte suchen.

Ihr Bild hat uns der Dichter in belebten Worten entworfen, als er von ihr folgendermaßen schrieb: „Nur keiten blauen Augen blühte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpf-näschen vorrückte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte. Schlanke und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Locken des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart — und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Minut und Lieblichkeit zu sehen.“

Er selbst stellte sich im Seseheimer Pfarrhaus in der Verkleidung eines armen Theologiestudenten vor und ließ sich durch seinen Freund Weyland dort einführen. Das alte baufällige Pfarrhaus, unter breitästigen Bäumen vergraben, machte einen trauten Eindruck auf ihn, und als er ein erstes Mal über die Schwelle trat, in den Kreis lieber froher Menschen, wünschte er, daß er unter diesem Dache manche feierlichen Stunden verleben würde.

Das liebe alte Pfarrhaus und das schmucklos bescheidene Gotteshaus findet der Besucher heute nicht mehr. Schon vor einer ganzen Reihe von Jahren wurden beide niedergelegt und neue Bauten darüber errichtet. Aber noch steht die wunderliche, baufällige Scharne, in der Goethe mit den Mädchen gelehrt hat und des Pfarrers gemüthliche Landstube mit farbenlustigen Blumensträußen bemalte, ein Liebeswerk, das ihm so völlig mißglückte, daß er die ganze Malerei wieder abtragen mußte.

Von starken, mächtigen Kiefernstämmen eingefreist, steht das heutige Pfarrhaus, altväterlich und besaglich, so daß man gleich eintreten möchte, um iz Goethes Erinnerungen zu träumen. Pfarrer Brions Amtsnachfolger haben in ihrer berühmten und klässigen Wohnstätte wahrlich nicht ungestört leben können, denn die Zahl der Seseheimbesucher, der Forscher, Frager und harmlosen Quälgeister ist kaum zu zählen gewesen. Eine förmliche Wallfahrt ins Dorf setzte nach dem Kriegsjahr 1871 ein, als die eisässigen Schlachtfelder viel besucht wurden und die meisten auch die „Seseheimer Idylle“ schauen wollten.

Gegen diesen Ansturm literaturliebender Gemüther wachte Pastor Lucius, der in Pfarrer Brions Pfarrer 1871 amtierte, seine andere Rettung, als die, daß er seinen ganzen Wissensschatz über Friederike und ihre Seseheimer Leben in einem Gartenlaubens-Buch erschöpfte. Ueber diese Höhe des geistlichen Herrn versteht der wachere Wirt im „Döfen-Gasthaus“, ein treuer Hüter vieler Goethe- und Friederike-Andenken, mit hüffigem Lächeln zu erzählen. Denn zu ihm trug der viel heimgesuchte Pfarrer Lucius seine Not. Wenn nun die literaturschwärmernden Herrschaften vors Pfarrhaus kamen, oft zwanglos über die Schwelle und in die Stuben traten, um sofort ihre Fragenliste zu eröffnen, dann verneigte sich der Hausherr mit Lächeln und legte mit feierlichem Anstand die Gartenlaube vor: „Bitte, meine Herrschaften, hier finden Sie alles, was ich über Friederike zu sagen weiß; der Einfachheit wegen habe ich alles aufgeschrieben. Behüten Sie sich gefälligst.“

Die Aufzeichnungen des Pfarrers bilden einen wertvollen Beitrag zu unserer Literaturgeschichte und erzählen dem Goethefreund manches Interessante. In manchen Wörtern schildert er die Familie Brion, zunächst den würdigen Seelsorger, den schenckreudigen, gütigen Mann, der schier mehr ausstellte, als er einnahm, so daß er bei seinem Tode an irdischen Gut seinen Kindern wenig hinterließ. Dreißigjährig ist er im Jahre 1786 gestorben. Goethe hatte seine Predigten trocken, doch glücklicherweise nicht allzu lang gefunden. Die Pfarrerin war ihrem Gatten ein Jahr in den Tod vorausgegangen.

Nach des Vaters Tod schied Friederike aus ihrem Jugendland und der Stätte ihres Liebesglücks und Liebesleids. Sie hatte ja in Seseheim keinen lieben Menschen mehr. Die beiden Schweltern, eine von ihnen hatte sich verheiratet, waren in andere Gegenden gezogen, und auch der jüngere Bruder, den Goethe Moses nannte, hatte fern von der Heimat, in Rothau im Steintal, seine Pfarre gefunden. Zu ihm zog Friederike. Um sich einen kleinen Verdienst zu schaffen, eröffnete sie einen Porzellan- und Töpferhandel, zugleich gab sie den jungen Mädchen Unterricht in weiblichen Handfertigkeiten. Einige Jahre später siedelte sie nach Meissenheim an. Er Lehr über zu ihrem Schwager, dem Pfarrer Marx. Obgleich sie selbst nicht viel zu schenken hatte, was sie den Armen und Kranken eine Wohlthäterin.

Von dem Frohsinn ihrer Jugendtage hatte sie sich nichts in ihr späteres Leben hinübergerettet. Ihre Bekannten rühen sie still und traurig. Von Goethe, über den sie viel ausgefragt wurde, sprach sie wenig, das wenige jedoch immer mit Milde und Nachsicht. Ihre eintägigen seligen Beziehungen zu ihm erwähnte sie nie, den größten Teil seiner Briefe, Nieder und bemalten Seitenblätter, die er ihr einst als künftiger Straßburger Geselle geschickt hatte, hielt sie ängstlich verborgen, und auf ihren Wunsch wurde der Rest nach ihrem Tode verbrannt. Im Frühjahr 1813 beschloß sie ihr Leben. Der Grabstein mit der berühmten Widmung: „Ein Strahl der Dichterfontäne fiel auf sie, so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieb“, wurde mehrere Jahre darauf durch zwei rheinische Dichter aufgerichtet.

An Friederikes Liebsstätte und an die sonnigen Seseheimer Tage hat Goethe noch als alter Mann mit tiefer Nahrung gedacht. In seiner Lebensgeschichte wird das Seseheimer Liebesglück immer wie ein Totenbild wirken, um das sich blühende Rosen schlängen. . . Wie lange haben doch die Literaturfreunde daran herumgeraten und -geforscht! Was haben die Goetheverehrerninnen an diesem Liebestraum alles entdecken wollen! Der alte Wirt im „Döfen-Wirtshaus“ ist von den Besucherinnen oft gefragt worden, ob Friederike ein Kind gehabt habe? Er zuckt noch heute summt die Achseln. Das alte Pfarrhaus hat sein Geheimnis gehabt, das nie gelüftet werden wird, da wichtige Papiere und kirchliche Vermerke verloren gingen.

Denke wägern viele Feldgrane durchs schmucke Dorf und stehen in Andacht unter den mächtigen Linden, deren tiefes Geäst die Gräberreste am kleinen Kirchlein fassen. Viele unter ihnen haben die Goethischen Dichtungen erst während ihrer Gesehenszeit in den Lazaretten kennen gelernt, und sie kommen nun mit empfänglichem, dankbarem Sinn und schreiben wohl ihre Seseheimer Eindrücke ins dritte Fremdenbuch, das viele berühmte Namen birgt und manchen Dichterspruch von bekannter Hand.

In der maastrichter neuen Kirche steht noch die Kanzel, von der herab Warrar Brion geredigt hat und Less, der in Goethes verwichenen Lebensjahren wandelte. Dort steht auch der alte Beisitzer der Brions noch, in dem Goethe an Friederichs Seite mit glücklicher Seele gelebt hat. Was sich an Erinnerungsbildern von Friederich und ihrem Kreis aufinden ließ, birgt das kleine Museum im Wirtshaus zum Oehjen. Dort hat der Dicht und ein deutscher Dichter viele schöne Bilder, seltene und bemerkenswerthe Handschriften, Briefe und Medaillen ausgelegt, und den Besucher ammeist hier der Geist des Dichters und seines liebrenden Wadners.

Unter den Dingen, die aus Friederichs Besitz stammen, liegt auch die Spulkrone ihres Spinnrädchens und allerlei zarte Handfertigkeiten. Einen Ehrenkranz hat hier auch der Weiterbahn vom alten Kirchthum gefunden, den Goethe in seiner Klage über seine trübe Gemüthsverfassung erwähnt, als er schrieb: „Meine schwarze Seite ist wie's Weiter-Dahnen draben auf dem Kirchthum: dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag...“

Von Liebe, Erinnerung, Schwärmerei und Wehmut sind also diese alten Schätze angehaucht, und nicht leicht reißt man sich davon los. Nicht leicht scheidet man aus Seidenheim.

Was es kost, noch weiter auf Goethes Spuren zu wandeln, der sieht das nachbarliche Danaelshaus auf. Dort liegt an der weißen Landstraße das Wirtshaus zum „Lamm“, ein alterthümliches eifässiges Bauernhaus, wachwüchsig im Innern. Hier war es, wo Goethe dem jungen Bayernhofs die Sonntagsfeier abbotte und in der spazigen Bekleidung mit einem Kutscher ins Seidenheimer Pfarrhaus wanderte. Irrthümlich hat er dort Detrusheim genannt.

Die herrliche, schon von Goethe gewiesene eifässige Landschaft öfnet sich hier in grünen Talwäldern, wo alles in lieblichen Wäldern, in sonnlicher Reize steht. Zwischen ausgedehnten Hopfenfeldern, großen Getreide- und Karoffelfeldern, zwischen Weid und kleinen Weingärten führt die Bahn dahin, und im Hintergrunde verschwinden grüne Hügelkuppen und Kirchthürme über dem lieben Seidenheim.

Vermischtes.

* Meister Thomas neueste Werke. Trotz seines hohen Alters arbeitet Meister Hans Thoma rüstig fort. Im Laufe dieses Sommers hat er, wie die Secmannsche „Kunstchronik“ berichtet, sein künstlerisches Lebenswerk wieder nach zwei Seiten hin bedeutungsvoll und bemerkenswert erweitert. Einmal durch die auf Aluminiumplatten gemalte Folge der sieben Wochenregenten, die in der Mel der Wandbilder im Thoma-Museum zu Karlsruhe gehalten sind. Sie sind in erster Linie als Wandschmuck eines auch öffentlich zugänglichen Raumes gedacht, würden auch einem intimen Gemache durch ihren farbigen Glanz Würde und Reize geben. Weiterhin entworfen in den Tagen der Sommerfrische 24 neue Kalkmalarbeiten landschaftlicher und figuraler Art, deren Vorwürfe Thoma zum Teil einem alten Stützenbuche der sechziger Jahre entnommen hat. In höchst reizvoller Weise vereinigt sich daher in diesen Malereien des Meisters frühere Kunstweise mit dem ausgereichten graphischen Sile seiner Alterszeit. Im ganzen umfasst damit Thomas radirtes Werk jetzt 225 Blätter.

* Das älteste Schiff der Welt. Vor kurzem ist das „Älteste Schiff der Welt, der schwedische Schoner „Göta Bejon“, verloren gegangen, ein Fahrzeug, das vor 160 Jahren vom Stapel gelassen ist. Damit ist, wie ein Kopenhagener Blatt mittheilt, ein dänisches Schiff in die Würde des „ältesten Fahrzeuges der Welt“ aufgerückt. Es ist dies eine Galeasse, die den Namen „De twende Broeder“ führt. 1782 wurde der Dreibmastler gebaut; in den 135 Jahren, die er erlebt hat, ist er immer vom Vater auf den Sohn vererbt worden, und sein gegenwärtiger Führer, Kapitän Jens Christian Bone, ist mit einer Enkeltochter des ersten Eigentümers verheiratet. Während der ganzen 135 Jahre, die das Segelschiff geübt hat, hat es Fahrten zwischen Skandinavien und Holland gemacht; es brachte skandinavische landwirthschaftliche Erzeugnisse nach nördlichen Häfen Skandinaviens, fuhr dann weiter nach Holland und holte von dort Heringe.

* Die Hamburger Weinkanonnen. Uns wird geschrieben: Kanonnen haben von jeher ihre eigene Geschichte gehabt, und der Triumph einzelner Riesengeschütze hat sich durch Jahrhunderte fortgepflanzt. Manches spazige Erlebnis ist damit unvergesslich geworden. Eine launige Geschichte knüpft sich auch an die Kadans- oder Weinkanonnen des Hamburger Rathweinfestlers. Der berühmte, seit 1308 bestehende Rathweinfestler hat jederzeit seine eigene Geschütze und Regierung besessen, und die Kellerverwaltung war eine bedeutende Macht. Als zu Ende des 30jährigen Krieges auch die alte Hansstadt die Festbeschränken zu kosten bekam, hielt es die besorgte Rathweinfestler-Verwaltung für angebracht, ihre trüblichen Güter besonders zu verteidigen. Sie ließ 18 Kanonnen und 4 Mörser gießen, die in feierlichem Zuge, unter Vorantritt der Stadtröcker und Vornehmsten, nebst der Stadtwehr, auf die Wälle gebracht wurden. In Längigkeit brauchen die Geschütze nicht gesetzt zu werden, aber ihre launigen Inschriften sicherten ihnen gewisse geschichtliche Dauer. Der angegebene Kellerhauptmann hatte

nämlich in Gemeinschaft mit dem ihm geistesverwandten Keller-schreiber sinnige Geleitsverse gedichtet, deren einer folgendermaßen lautete.

Vadans Safft, hat diese Kraft,
Dass er Mars die Waffen schafft.“

* Eine neue Kitchener-Legende. Zu den Legenden, die den Tod Lord Kitcheners noch immer bestreiten, gefellen sich immer neuere und originellere, die freilich zu grotesk sind, daß ihre Komik selbst den verbündeten Pressorganen nicht mehr entgeht. Die das Petit Journal berichtet: Es hat sich eine ganze Reihe „Ueberzeugter“ zusammengesetzt, an deren Spitze Kitcheners Schwelger steht, die von der Keitung ihres früheren Kriegsministers sehr überzeit sind. „Manche Mexischen behaupten“, so schreibt der Londoner Berichtshatter des französischen Blattes, „daß der Untergang des Kommandire wohl so vor sich gegangen sei, wie der offizielle Bericht sagt, daß aber Lord Kitchener wunderbar errettet und nach Rußland gebracht worden sei, wo er — in einem Lazarett liegt.“ Freilich hat keiner der Berichtshatter diesen neuen Version den französischen Korrespondenten genauere oder erstre Angaben mittheilen und noch weniger irgendeinen Beweis erbringen können, der es erlaubt, an die Eristenz des Marshalls zu glauben. „Es wäre nicht zu verwundern“, so führt das Petit Journal fort, „wenn in diesem maßlos dummen England die Legende von Lord Kitchener bei einer spiritistischen Sitzung am „rückenden Tisch“ entstanden wäre.“

* Die „verheiratete“ Frau Frankreichs. Die französischen Gerichte beschäftigen sich augenblicklich mit einem interessanten Fall, mit dem Prozeß der „meistverheirateten“ Frau Frankreichs. Wie die Stamps erzählt, heiratete die jetzt berühmte gewordene Frau Maurat zu Beginn des Krieges einen Mann, der schon nach kurzer Zeit dem Krieg zum Opfer fiel. Der Held wurde von seiner Frau betrornt, die nur in dem Gedanken Trost fand, daß er fürs Vaterland gefallen war. In diesem tröstlichen Gedanken heiratete sie sofort wieder. Ihr zweiter Mann hatte das selbe Schicksal, er fiel und wurde von seiner Frau betrornt, die nach ganz kurzer Zeit den dritten Eheband schloß. Nur wäre man geneigt, anzunehmen, daß auch dieser dritte den Tod fürs Vaterland fand, es kam aber anders und für die immer leistungstrotzte Frau komplizierter. Es tauchten nämlich kurze Zeit nacheinander die folgenschweren beiden ersten Ehemänner auf und sahen sich ihrer dreimal verheirateten Frau gegenüber. Das angenehme Stauenen auf allen Seiten läßt sich leicht vorstellen. Denn was sollte man werden? Wenn die Gerichte trotz Mangel eines gültigen Urtheils eine Scheidung aussprechen sollten, so werden sie sich wohl zur zweiten kaum entschließen. „Vielleicht“, so schließt die Stamps, „werden sich die drei Ehemänner nacheinander einigen, vielleicht aber wird es die mit Ehemännern so reich gesegnete Frau auch erleben, wie sie, von allen dreien verlassen, allein zurückbleibt.“

Büchertisch.

— Clara Viebig: Töchter der Seluba. Roman. Verlag von Egon Neißel & Co., Berlin W. Preis 5 Mark. — Dies ist wahrlich ein Roman aus unserer Zeit, vielleicht der Roman unserer Zeit. Wer es ist kein Roman des Krieges draußen, sondern ein Roman der Arbeit herein. Von warmer Liebe zu Heimat und Vaterland erfüllt, gibt die Dichterin in diesem, von tiefstem Mitempfinden — Mitleiden und Mitleiden — getragenen Werk die Eindrücke wieder, die die gewaltige Zeit und ihre Ereignisse auf die Frauen des verschiedensten Standes und Gesellschaftsstände ausgeübt haben. Niemand mit Unrecht hat Clara Viebig dem Roman den Titel „Töchter der Seluba“ gegeben. Ja doch jene heilige Gattin des großen Briannus, die fünfzig Söhne in dem grauen Kampf ziehen sieht, und deren großer Schmerz sich einem edlen Volke ein, ein herrliches Symbild der deutschen Frau unserer Tage. Und darüber hinaus ein Symbild für ganz Deutschland, unser aller Mütter. Nur ein Homer vermag wohl der-einst die unergänglichen Taten unserer Helden zu bezeugen, — den schlachten Taten ihrer Gattinnen und Mütter singt hier eine deutsche Frau und Dichterin das Selbulied.

Verstedräffel.

Postalozzi, Standarte, Bauland, Zimmerpflanzen, Giranlolo, Gelammter, Gerichtsdiener.

Es sind 7 Hauptwörter zu suchen, die in anderer Reihenfolge Vorname, Solbat, Kriecher, Waffe, Krankheit, Land in Asien und Einteilungsbegriff bedeuten und in vorstehenden Wörtern versteckt sind (wie ES in Preis oder Meister oder Eisenbahn). Sind die richtigen Wörter gefunden, müssen die Anfangsbuchstaben im Zusammenhang einen weiblichen Vornamen ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer:
Gang; Ganges, Gesang.